

Vorgeschichte

Daniela Nordholz, **Untersuchungen zum Verhältnis der Geschlechter in der Linienbandkeramik. Ausgewählte Befunde aus Gräberfeldern**. Internationale Archäologie, Band 127. Verlag Marie Leidorf, Rahden 2015. 209 Seiten mit 129 Abbildungen und 1 CD-ROM.

Die Bandkeramikforschung wird traditionell von Publikationen zu bestimmten Fundplätzen oder chronologischen Phasen dominiert; thematische und synthetische Ansätze sind, zumindest in monographischer Länge, bisher eher selten. Umso erfreulicher ist es, dass etwa zwanzig Jahre nach Beate Simoneits wegweisender Arbeit »Das Kind in der Linienbandkeramik« (Rahden 1997) nun auch eine Dissertation vorliegt, die sich dem Thema der Genderarchäologie widmet, genauer dem »Verhältnis der Geschlechter«. Der Verfasserin ist zunächst einmal dazu zu gratulieren, dass sie dem Thema trotz der offenbar erheblichen Schwierigkeiten und verschiedenen, den äußeren Umständen geschuldeten Umorientierungen treu geblieben ist und ihre Arbeit abschließen konnte. Auch wenn diese Studie nun, entgegen der ursprünglich geplanten Ausrichtung, rein auf Daten zu wohlbekanntem und publizierten Gräberfeldern beruht, so ergab sich hier doch die Möglichkeit, durch eine umfassende Zusammenschau und Diskussion einen neuen Beitrag zu leisten. Dass die Arbeit gelegentlich hinter diesen Hoffnungen zurückbleibt, liegt sowohl an der teils stark begrenzten theoretischen Ausrichtung als auch an zahlreichen Vereinfachungen beziehungsweise Fehlern in der Datenbasis selbst. Trotz allem sind einige der hier vorgestellten Ansätze und Ergebnisse durchaus interessant und verdienen es, in Zukunft weiter verfolgt zu werden.

Nordholz beginnt klassischerweise mit einer Forschungsgeschichte, wobei diese zunächst nicht direkt auf Genderarchäologie oder Bestattungsanalysen in der Bandkeramik ausgelegt ist, sondern eher allgemeine Kritik an den Ansichten grundlegender Persönlichkeiten des Faches, wie Gustav Kossinna, Oscar Montelius oder dem Anthropologen Lewis Henry Morgan übt. Der Abschnitt zur Genderarchäologie selbst ist sehr kurz gehalten, und die dort geäußerten

Kritikpunkte sind den meisten Kollegen sicherlich schon seit den ersten einschlägigen Werken der achtziger Jahre bekannt. Mit vielen dieser Probleme kämpft das Fach zwar immer noch, in der Arbeit insgesamt wird jedoch die Chance verpasst, auch neuere Literatur zum Zusammenhang zwischen dem Konstrukt Gender und dem menschlichen Körper selbst zu berücksichtigen, die gerade auch – aber bei weitem nicht nur – in der englischsprachigen Archäologie diskutiert werden (etwa unter dem Stichwort »embodiment«). Das Fehlen von grundsätzlichen Werken, etwa Judith Butlers Konzept der Performanz (s. *Bodies that matter. On the discursive limits of sex* [London 1993]) ist verwunderlich – man muss sich diesen Ideen nicht anschließen, sollte aber durchaus eine Meinung dazu haben. Der lebende Körper, wie auch der Körper im Grab, als ein Lokus von dort performativ verankerten Machtgefügen wird nicht zur Sprache gebracht, obwohl sich gerade auch Ansätze wie der von Joanna Sofaer zur »plastischen« Verformung des Körpers in Relation zu vorherrschenden Rollen und Normen hier bestens geeignet hätten (s. *The body as material culture. A theoretical osteoarchaeology* [Cambridge 2006]). Nützlich ist hingegen Nordholz' Zusammenstellung der möglichen Geschlechterrollen im Kontext verschiedener wirtschaftlicher Strategien, die aber nicht explizit dazu genutzt werden, etwaige Kausalzusammenhänge zu eruieren und damit auch klare Hypothesen im Hinblick auf die Situation in der Bandkeramik zu entwerfen.

Trotz alledem ist der Ansatz, den Nordholz letztendlich entwirft, durchaus nachvollziehbar. Die Autorin argumentiert, dass gerade mit dem Aufkommen des Neolithikums und den damit verbundenen neuen Tätigkeitsbereichen auch ein Wandel in den Geschlechterrollen einhergegangen sein könnte. Zusätzlich könnten sich diese im Laufe der Bandkeramik selbst noch einmal gewandelt haben. Hier wird also von einer internen Dynamik vergangener Gesellschaften ausgegangen, anstatt nur »das« Geschlechterverhältnis einer ganzen Kultur oder gar des gesamten Neolithikums nachzeichnen zu wollen. Dies ist uneingeschränkt positiv zu bewerten. Klassischerweise fokussiert Nordholz sich in ihrer Suche nach diesem

sich wandelnden Geschlechterverhältnis auf Gräberfelder, genauer auf Elemente des Grabritus (Körperlage und Ausrichtung der Bestatteten) und der Beigaben. Zusätzlich fließen paläopathologische Erkenntnisse mit ein. Insgesamt vierzehn Gräberfelder aus unterschiedlichen Regionen der Bandkeramik wurden ausgewählt.

An dieser Stelle bleibt anzumerken, dass Nordholz in einigen Belangen nicht eindeutig Position bezieht, was den Fluss des nachfolgenden Textes beeinflusst und zu mehreren eher verwirrenden Exkursen führt. Beispielsweise ringt die Autorin mit einer Abgrenzung von »Status« und »Prestige«, ein durchaus schwieriges Feld, ohne hier für ihren Text eine eigene eindeutige und verständliche Stellung einzunehmen. Die entsprechenden Abschnitte bleiben somit manchmal schwer nachvollziehbar. Die auf Seite 24 angebotenen Illustrationen sollen dem Leser wahrscheinlich helfen, werden im Text aber nicht erläutert und bleiben undeutlich und undurchdringlich.

Auch ist es Nordholz nicht gelungen, über ein binäres Genderbild hinauszukommen. Ausgehend von den jeweiligen anthropologischen Bestimmungen, die aus der Literatur übernommen sind, werden Individuen schon von Anfang an in »Männer« oder »Frauen« eingeteilt, und es wird dann überprüft, ob dieses biologische Geschlecht einen Einfluss auf Aspekte der Bestattung hatte. Natürlich ist das die klassische Vorgehensweise, und man mag sogar argumentieren können, dass etwaige Fehlbestimmungen sowie Abweichungen des am Skelett bestimmten Geschlechts vom hormonalen, chromosomalen oder gonadalen (und damit vielleicht dem phänotypischen) Geschlecht statistisch relativ selten sind. Allerdings macht es eine solche Herangehensweise auch schwer, mögliche Strukturen abseits einer rein binären Klassifikation überhaupt wahrzunehmen. Hier hätte es sich vielleicht angeboten, Totenbehandlung oder Grabbeigabenspektren zunächst unabhängig vom Geschlecht nach Ähnlichkeit zu gruppieren und dann zu überprüfen, ob etwaige Cluster mit dem anthropologisch bestimmten Geschlecht übereinstimmen. Es ist Nordholz allerdings zugute zu halten, die große Bedeutung des Alters für das soziale Geschlecht erkannt zu haben und diesen Faktor konsequent in ihre Betrachtungen einzubeziehen.

Die gewählte Methodik ist pragmatisch. Vor allem möchte Nordholz herausfinden, ob Frauen beziehungsweise Männer gesellschaftlich bessergestellt waren, also entweder mit reicheren Beigaben bestattet wurden oder einen besonders guten oder schlechten Gesundheitszustand aufwiesen. Beide Faktoren lassen sich miteinander vergleichen, um festzustellen, ob »tatsächliche« Lebensumstände (durch pathologische Erscheinungen am Skelett

nachvollziehbar) mit der durch Grabbeigaben ausgedrückten gesellschaftlichen Wertschätzung eines Individuums korrelieren. Dazu definiert Nordholz jeweils drei Kategorien für Ausstattung (arm/durchschnittlich/reich) und für den Gesundheitszustand (eher schlecht/durchschnittlich/gut). In letzterem Fall wird auch das Alter eines Individuums berücksichtigt, so dass beispielsweise Verschleißerscheinungen an den Gelenken einer relativ alten Person zu erwarten und damit als »durchschnittlich« zu bewerten sind, deren Fehlen aber positiv auffällt; ähnliche Anzeichen am Skelett einer jungen Person sind dagegen negativ auszulegen. Welche Belastungen jeweils einer Altersstufe angemessen sind, entscheidet Nordholz auf der Grundlage von Pathologien, die an rezenten Personen mit »traditionellen« Berufen festgestellt wurden (etwa Landarbeitern in der ehemaligen DDR). Das mag als ein erster Fingerzeig angemessen sein, trotzdem hätte man sich eine Zusammenschau von Vergleichsdaten zumindest anderer neolithischer Gesellschaften gewünscht, auch wenn sie aus anderen Zeiten beziehungsweise Regionen stammen – der Unterschied in Ernährung, verfügbarer Technik und medizinischer Versorgung wäre auf jeden Fall geringer gewesen, und ein solcher Vergleich hätte dazu dienen können, die für die Bandkeramik erzielten Ergebnisse in einen breiteren Rahmen einzuordnen. Als Leser hätte man sich auch eine eindeutiger Definition dessen gewünscht, was Nordholz für die einzelnen pathologischen Veränderungen jeweils als »schwer«, »mittel« oder »leicht« einstuft, da hier in der Literatur sehr unterschiedliche Systeme existieren. Auch wenn die Untersuchung von Nordholz somit in sich stimmig sein mag, macht es das sehr viel schwerer, ihren Datensatz später mit neu publizierten Gräberfeldern zu vergleichen.

Die beiden größten Kapitel sind deskriptiv gehalten und vor allem für diejenigen Leser im Detail interessant, die Material zu einem bestimmten Gräberfeld oder komparative Daten für ihre eigene Region suchen. In einer klaren und konsistenten Struktur wird für die einzelnen Fundplätze zunächst untersucht, ob sich in Ausrichtung, Position, Beigabenmenge und -spektrum Unterschiede zwischen den als weiblich beziehungsweise männlich identifizierten Individuen finden lassen, wobei, soweit möglich, auch nach Altersgruppen unterschieden wird. Visuell begleitet werden diese Ausführungen von zahlreichen konsistent formatierten Balkendiagrammen. Vorgegangen wird dabei, nach Nordholz, chronologisch (s. jedoch die Diskussion unten). Hilfreich wäre zusätzlich die eine oder andere Karte gewesen, um auch mögliche regionale Muster klarer erkennen zu können. Trotz allem ist das resultieren-

de Bild eindeutig von großer Variabilität geprägt: Zwischen den Gräberfeldern gibt es immer wieder Unterschiede beispielsweise in der Frequenz bestimmter Beigabenarten für die Geschlechter; dies gilt auch für die jeweils gesondert diskutierten möglichen Statusanzeiger Spondylus und Dechsel beziehungsweise Flachkeil. Insgesamt erkennt Nordholz eine chronologische Veränderung: Waren in den von ihr als früh eingestuften Gräberfeldern Frauen und Männer tendenziell eher gleich behandelt, sind später eher Männer mit mehr Grabbeigaben ausgestattet worden.

Im Kapitel zu den pathologischen Daten, die allesamt aus der bestehenden Literatur übernommen sind, werden wieder alle Gräberfelder der Reihe nach diskutiert, getrennt nach Geschlechtern und Altersgruppen. Somit ist die Vergleichbarkeit zum archäologischen Kapitel gewährleistet. Nordholz kann feststellen, dass Frauen insgesamt jünger sterben, wie ja auch schon von Adelheid Bach nachgewiesen (Neolithische Populationen im Mittelbe-Saale-Gebiet [Weimar 1978]); Hinweise zu neueren demographischen Arbeiten, etwa zu denen von Jean-Pierre Bocquet-Appel (z. B. in: J.-P. Bocquet-Appel / O. Bar-Yosef [Hrsg.], *The Neolithic demographic transition and its consequences* [New York 2008] 35–55), finden sich allerdings nicht. Ältere Individuen sind oftmals in einem erstaunlich guten Gesundheitszustand, so dass ein hohes Lebensalter vielleicht insgesamt schon als Indikator für relativ gute Lebensbedingungen zu sehen ist. Auch wenn tendenziell eine höhere Belastung weiblicher Bestatteter zu verzeichnen ist, gibt es einen großen Überlappungsbereich zwischen Männern und Frauen.

Im Anschluss werden Gesundheitszustand und Grabausstattung miteinander verglichen. Hierbei ist zu beachten, dass es ohnehin für jede Variable nur drei Kategorien gab, von denen die mittlere, der »Durchschnitt«, am häufigsten besetzt ist. In ihrem Vergleich argumentiert Nordholz nun, dass eine gute Übereinstimmung vorliegt, wenn Gesundheitszustand und Ausstattung eines Individuums entweder in der gleichen oder in einer direkt benachbarten Kategorie liegen. Es fallen also nur diejenigen Individuen wirklich aus dem Rahmen, für die eine Variable überdurchschnittlich hoch und die andere überdurchschnittlich niedrig ist. Damit erreicht Nordholz das Ergebnis, dass reicher ausgestattete Individuen tendenziell über einen eher guten (bzw. eben durchschnittlichen) Gesundheitszustand verfügen. Dieses Ergebnis ist wahrscheinlich in der Tat verlässlich, allerdings war bei dieser Herangehensweise auch nicht wirklich ein anderes zu erwarten. Vielleicht wurde hier etwas zu stark vereinfacht.

Als kleiner Einschub folgt ein Kapitel, in dem die in der Bandkeramik zur Verfügung stehenden

Nahrungsmittel und die routinemäßig ausgeführten Tätigkeiten aufgelistet werden, um einen Kontext für die Mangel- und Belastungserscheinungen an den Skelettresten zu bieten. Dies ist ein guter Gedanke, auch wenn das Kapitel sehr allgemein gehalten ist und nicht auf mögliche regionale oder chronologische Unterschiede eingeht. Aktivitäten wie Ackerbau, Hausbau, Handel, Geräteherstellung und anderes werden (im digitalen Anhang) in regelmäßige und seltene beziehungsweise in leichte und schwere Belastung eingeteilt, wobei Nordholz hier eher subjektiv vorgeht. Ein Blick in entsprechende Publikationen von Tim Kerig, der sich bereits länger mit dieser Thematik beschäftigt, hätte hier einen guten Vergleich geboten (s. z. B. in: M. K. H. Eggert / U. Veit [Hrsg.], *Theorien in der Archäologie: Zur jüngeren Diskussion in Deutschland* [Münster 2013] 139–190 mit Lit.).

Auf der Basis all dieser Argumentationsstränge erfolgt schließlich die Auswertung, wobei hier auch einige statistische Signifikanztests durchgeführt wurden. Wie schon im Kapitel zur Archäologie klar wurde, sind Orientierung und Position der Bestatteten auf linearbandkeramischen Gräberfeldern nicht vom biologischen Geschlecht oder vom Alter abhängig. Bei den Beigaben finden sich auf manchen Gräberfeldern durchaus Muster, auf anderen allerdings kaum. Vor allem Dechsel und Flachkeile kommen generell häufiger bei Männern vor, wobei Frauen von dieser Beigabe nicht ausgeschlossen sind. Ob dies nun allerdings ein drittes soziales Geschlecht konnotiert, ein Geschenk einer bestimmten Gruppe von Hinterbliebenen ist oder ein Zeichen für eine klar umrissene soziale Position, die nur manchmal von Frauen ausgeübt wurde, möchte Nordholz nicht entscheiden. Generell ist dieses Kapitel zwar zusammenfassend, aber selten interpretativ ausgelegt. Nur an wenigen Stellen wagt sich Nordholz etwas weiter vor, etwa wenn sie sich fragt, ob Männer angesichts der niedrigeren Lebenserwartung von Frauen nicht davon abgehalten worden sein könnten, tiefere emotionale Bindungen zu ihren Schwestern, Partnerinnen und anderen aufzubauen. Ein Ausblick in die Ethnologie, wo ähnliche Themen diskutiert werden (so etwa Nancy Scheper-Hughes zu den emotionalen Auswirkungen hoher Kindersterblichkeit, s. *Death without weeping. The violence of everyday life in Brazil* [Berkeley 1992]), hätte sich hier sicherlich gelohnt.

Relativ kurz bleibt an dieser Stelle, wie auch in der Dissertation insgesamt, die Einbettung in den Forschungsstand speziell zur Rekonstruktion der bandkeramischen Gesellschaftsstruktur auf der Grundlage von Gräberfeldern. So werden die entsprechenden Arbeiten von Pieter van de Velde (etwa in *Analecta Praehist. Leidensia* 25, 1992,

173–188) nicht oder nur kurz rezipiert, wobei sich gerade seine gegenteiligen Ansätze zur Rolle von Frauen in Niedermerz und Elsloo sowie seine methodischen Überlegungen für einen Vergleich angeboten hätten. Die von Christian Jeunesse (z. B. in *Pratiques funéraires au Néolithique ancien. Sépultures et nécropoles danubiennes 5500–4900 av. J.-C.* [Paris 1997]) vorgeschlagene Einteilung der Gesellschaft in ein höhergestelltes Stratum mit reichen Männer-, Frauen- und Kinderbestattungen und eine »Allgemeinheit«, in der tendenziell Männer mehr Grabbeigaben besaßen, wird von Nordholz rezipiert, aber nicht extensiv diskutiert oder gar erweitert. Der einzige Zusatz, den Nordholz hier vorschlägt, ist, dass die wenigen reich ausgestatteten Individuen mit einem relativ schlechten Gesundheitszustand spezialisierte Handwerker gewesen sein könnten. An dieser Stelle geht sie auch sehr kurz auf die Frage der Repräsentativität der Gräberfelder ein. Gut ist der Ansatz, im Hinblick auf die Isotopie darauf hinzuweisen, dass Patrilokalität sicherlich nicht die alleinige praktizierte Residenzregel war. Produktiv ist auch, die Migrationsbewegung der Bandkeramik selbst als möglichen Faktor im Wandel der Geschlechtsverhältnisse zu berücksichtigen, da dies bisher noch nicht geschehen ist. Hier hätte man sich entsprechend eine längere und kritischere Diskussion gewünscht, vor allem, da eine mögliche Matrilinearität am Beginn der Bandkeramik als Reaktion auf eine durch die Migration hervorgerufene Krise interpretiert wird. Allerdings sollen der tendenziell zunehmende körperliche Stress und die soziale Ungleichheit gegen Ende der Bandkeramik ebenfalls Ausdruck einer Krisensituation sein, die aber diesmal die Patrilokalität unterstützte (Seite 190 f.). Wann die Bandkeramik ihren Normalzustand erreicht hatte, scheint demgegenüber unklar; auch wären ein oder zwei kurze Fußnoten zu den genetischen Studien, die zwischen Abgabe der Dissertation und Drucklegung erschienen sind, sicherlich hilfreich gewesen.

Die beigegebene Daten-CD enthält vor allen Dingen weitere zusätzliche Balkendiagramme für diejenigen, die sich wirklich im Detail mit einem bestimmten Fundplatz auseinandersetzen möchten, sowie kurze Zusammenfassungen etwa zu den anthropologischen Methoden der Geschlechtsbestimmung.

Insgesamt war die große interpretatorische Herausforderung dieser Dissertation sicherlich die Frage, wie mit den relativ geringen und noch dazu ständig variierenden Unterschieden zwischen den Geschlechtern in der Bandkeramik umzugehen ist. Im Vergleich mit späteren Perioden wie der Schnurkeramik- oder der Glockenbecherkultur, wo sich zumindest in einigen Regionen binäre

Muster finden lassen, ist für das Früh- und tendenziell auch das Mittelneolithikum das Bild entschieden diffuser. Insofern hätte hier noch einmal reflektiert werden können, ob dies tatsächlich an einer größeren Offenheit der Geschlechterrollen im Sinne mehrerer ›Genders‹ liegt, oder ob ein mehr oder weniger binärer Unterschied symbolisch schlicht weniger klar hervorgehoben wurde als andere Faktoren, etwa Zugehörigkeit zu Lineages beziehungsweise Clans oder zu bestimmten Statusgruppen. Bisher finden sich in der Literatur tatsächlich sehr wenige Ansätze, die dies direkt diskutieren, wie auch jüngst von John Robb und Oliver Harris thematisiert (*American Antiquity* 83, 2018, 128–147). Umso interessanter wäre es gewesen, auf einer breiteren vergleichenden Grundlage an diese Problematik heranzugehen und in die archäologische Genderforschung auch über die Grenzen der Bandkeramik oder des europäischen Neolithikums zu blicken, um sich theoretisch und methodisch inspirieren zu lassen. Dies hätte natürlich einer Erweiterung des Blickwinkels bedurft, die vielleicht zeitlich nicht möglich war. Gut bleibt der konsequent verfolgte Ansatz, eine Kultur nicht als statisch zu sehen, sondern sich wandelnde äußere Bedingungen in die Überlegungen mit einzubeziehen, auch wenn dies an vielen Stellen zu pauschal geschehen ist.

Was allerdings von dieser grundsätzlichen Frage der Dissertation ablenkt, sind die zahlreichen und oft recht gravierenden Fehler, die der Autorin unterlaufen sind. Viele davon wurden bereits in der Rezension von Eva Lenneis thematisiert (erschieden in *Germania* 94, 2016, 309–311) und sollen an dieser Stelle nicht mehr im Detail diskutiert werden. Allerdings ist es überraschend, wie beispielsweise die Datierungen der ausgewerteten Fundstellen zustande gekommen sind. So wird nicht überprüft, ob einige der Gräberfelder einen längeren Belegungszeitraum hatten, sondern alle Bestattungen eines Platzes werden einer einzigen bandkeramischen Phase zugeordnet. Das mag angesichts der Schwierigkeiten, Gräber mit wenigen (oder ohne) Keramikbeigaben zeitlich einzuordnen, nicht verwundern, man hätte sich aber zumindest eine knappe Diskussion dieser Problematik gewünscht. Wieso Niedermerz hier als das älteste Gräberfeld der Bandkeramik überhaupt gilt, ist nicht nachzuvollziehen. Verschiedene andere Bestattungsplätze sind ebenfalls nicht in die korrekte Stufe datiert, weil die Autorin hier die notorisch schwierig zu vergleichenden regionalen relativchronologischen Systeme nicht richtig synchronisiert hat – die Rezension von Lenneis bietet hierzu weitere Korrekturen. Eigentlich müssten die Leser nun noch einmal die Grafiken umordnen, um überprüfen zu können, ob sich Nordholz' Ergebnis einer steigenden Ungleichheit halten

lässt, oder ob nicht doch teilweise auch regionale Unterschiede dafür verantwortlich sind. Ein Vergleich gerade für das Vorkommen von Äxten und Spondylus mit den von Jeunesse (erstmalig 1995 in *Gallia Préhist.* 37, 115–154) vorgeschlagenen ›Traditionen‹ hätte sich hier zumindest angeboten.

Ebenfalls bereits von Lennis bemängelt wurde die mangelnde Diskussion der ›Dechsel/Flachkeile‹, die Frauen mit ins Grab gegeben wurden – teilweise wurden diese von Nordholz schlicht falsch zugeordnet, teilweise waren die Geräte in sekundärer Verwendung, etwa als Stößel zum Zermahlen von Farbe. Obwohl das Phänomen »Frau mit Dechselbeigabe« noch immer nicht wegdiskutiert werden kann, so ist es entschieden weniger verbreitet als Nordholz hier argumentiert. Dafür ist zu lesen (S. 101), dass keinem einzigen Kind sowohl eine Dechsel als auch Spondylus beigegeben wurde; von den hier diskutierten Gräberfeldern ist dies aber zumindest für Aiterhofen (Grab 41) und Essenbach (Grab 1) der Fall; zählt man auch Kinder am Übergang zum juvenilen Alter in diese Kategorie, kommen Sengkofen und Vedrovice hinzu. Diejenigen, die mit einem bestimmten Gräberfeld oder einer Region besonders vertraut sind, werden vielleicht noch weitere Beispiele dieser Art finden. Für Vedrovice wurden die 2008 publizierten anthropologischen Daten (siehe Sonderband der Zeitschr. *Anthr.* 46 [2–3]) nicht eingearbeitet. Bei der Diskussion isotopischer Untersuchungen kommt es ebenfalls des Öfteren zu Ungenauigkeiten, so, wenn einige Individuen (S. 167) als »Vegetarier« bezeichnet werden, obwohl hier offenbar nur ein relativ geringerer Anteil an tierischem Eiweiß in der Ernährung gemeint ist. Für die Strontiumisotopen bleibt herauszustellen, dass es zwar möglich ist, einige Individuen als ortsfremd zu definieren, ein Nachweis, dass jemand aber wirklich an genau diesem Ort aufgewachsen ist (wie Nordholz es auf S. 189 für die Frauen mit »örtlicher« Signatur suggeriert), ist allerdings nicht zu erbringen, da sich die Werte für alle Lössgebiete dazu viel zu ähnlich sind. Hinzu kommen relativ zahlreiche und teils irritierende Verwechslungen, etwa auf Seite 13 offenbar zwischen den Fundorten Talheim und Asparn.

Insgesamt ist also zu konstatieren, dass Nordholz hier einen couragierten Versuch unternommen hat, ein für die Bandkeramik bisher nur relativ kurz behandeltes Themengebiet monographisch zu bearbeiten. Die vergleichende Zusammenschau von paläopathologischen Ergebnissen und archäologischen Daten aus Gräberfeldern ist dabei ein sehr fruchtbarer Ansatz, und auf dieser Grundlage gelingt es, einige lang tradierte und allzu unreflektierte Herangehensweisen zu kritisieren. Auch versucht sie, ein dynamisches Bild der Bandkeramik

zu entwerfen, was ihr hoch anzurechnen ist. Es ist zu hoffen, dass dies mehr Forscher dazu animieren wird, auch auf der Grundlage bereits publizierter Daten neue Lesarten und Interpretationen zu entwerfen, die einen weiteren theoretischen Rahmen berücksichtigen und neue methodische Wege beschreiten. Allerdings hätten spätestens bei der Begutachtung der Arbeit zumindest einige der hier angeführten inhaltlichen Fehler erkannt werden müssen, um sie vor der Drucklegung zu bereinigen.

Hamburg

Daniela Hofmann